

Vor dem Handschlag

Valartis Der Verkauf der Bank rückt näher. Der Abschluss ist jedoch unsicher – die Branche schreckt vor Käufen zurück.

SAMUEL GERBER

Es war ein Auftritt vor kleinem Publikum. An der Generalversammlung von Valartis nahmen dieser Tage gerade mal 36 Aktionäre teil. Zudem war das für die Zukunft der Vermögensverwaltungs-Gruppe wichtigste Thema gar nicht traktandiert: Nämlich der Verkauf der Bank.

Seit letztem August befindet sich das Institut ganz offiziell auf dem Markt. Zugegriffen hat bisher niemand. Nicht von ungefähr, sagt einer, der Einblick in das Valartis-Angebot hatte. Zu schwierig sei es, die mit den Valartis-Vermögen verbundenen Risiken abzuschätzen, so die Quelle. Und zu hoch seien die Preisvorstellungen seitens der Bank gewesen, bei der Finanzinvestor Gustav Stenbolt mit seiner MCG Holding den Ton angibt. Abschreckend waren zuletzt auch die Zahlen. Wegen Wertberichtigungen musste der Konzerngewinn 2013 kurz nach Veröffentlichung von 5,7 Millionen auf 0,7 Millionen Franken korrigiert werden. «Auf der Geisterbahn», ätzte damals die NZZ.

Doch nun geraten die Dinge offenbar in Bewegung. Mehreren Quellen zufolge sind die Verkaufsverhandlungen inzwischen weit fortgeschritten. Ein Deal mit einem Schweizer Bieter stehe unmittelbar bevor. Bei Valartis will man das nicht kommentieren. Einem guten Kenner der Bank



Der starke Mann

Gustav Stenbolt hält über die MCG Holding 49,36 Prozent an der Valartis Bank zu 100 Prozent gehört. 2005 hatte MCG das damals unter OZ Bankers firmierende Institut übernommen.

zufolge interessieren sich derzeit drei bis fünf Parteien für die Bank. Von einem Verkauf des Unternehmens bis zu einem sogenannten Asset Deal, bei dem nur Kundengelder übergeben werden, sei weiterhin alles möglich. Nun müsse man die Schlussverhandlungen abwarten. Der Handel könne «immer noch auf die eine oder andere Seite» fallen.

Im Schockstarre

Für Marktkenner ist diese Einschätzung kein Zufall. «Wegen der Turbulenzen rund um das Programm zur Beilegung des Steuerstreits mit den USA sowie Problemen mit anderen Altlasten verlangsamte

sich das Übernahmetempo im Privatbankensektor dieses Jahr», sagt Jean-François Lagassé, Partner beim Beratungsunternehmen Deloitte und einer der besten Kenner der Szene. Das ist diplomatisch formuliert: Die Schweizer Privatbanken befinden sich in Schockstarre. Zwar wissen gerade kleinere Mitspieler genau, dass sie nur mit der raschen Steigerung der verwalteten Vermögen der drohenden Kostenfalle entrinnen können. Aber gleichzeitig fürchten sie, sich bei der Übernahme von Kunden anderer Banken Risiken in unbekannter Höhe einzuhandeln.

Transaktionen gab es daher seit Januar gerade mal drei. Bei zweien wurden nur Kundengelder übergeben. So verkaufte EFG International ihr Hongkonger-Business an die Falcon Private Bank. Die kleine Banque Bénédicte Hentsch ging an Robert Pennone. Und vor einem Monat erwarb die Bank J. Safra Sarasin das Schweizer Privatbankengeschäft von Morgan Stanley. Zum Vergleich: Letztes Jahr kam es zu elf Transaktionen, unter den Hammer gerieten dabei so klingende Namen wie Hyposwiss, Lloyd Banking Group und Bank Frey. Doch nun herrscht Stau. «Käufe und Verkäufe von Privatbankeinheiten sind derzeit weder möglich noch zu empfehlen», urteilt Ray Soudah vom Bankenfusions-Spezialisten Millennium Associates.

Bis zu 25 Deals seien vorläufig auf Eis gelegt, berichten Insider. Und erst wenn bezüglich der Risiken wieder mehr Klarheit herrscht, dürfte es wieder zu Bewegungen kommen. «Dann könnte sich aber rasch eine ganze Welle von Transaktionen aufbauen», hofft Lagassé von Deloitte.